

HANSER



Melanie Mühl

Die Patchwork-Lüge

Eine Streitschrift

ISBN: 978-3-446-23797-1

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23797-1>

sowie im Buchhandel.

Inhalt

1. Patchwork 7
 2. Selbstoptimierung 39
 3. Lebenslüge 73
 4. Scheidungskinder 113
 5. Epilog 161
- Dank 169
- Quellenverzeichnis 171

1. Patchwork

Patchwork ist ein trügerisches Wort. Es klingt so unbekümmert, dass wir an die Sommerferienlager unserer Kindheit denken, an Leichtigkeit, Aufbruch, Spaß. Wir stellen uns fröhliche Prominente in Hollywood oder im Schloss Bellevue vor, deren Leben nicht von Problemen verdüstert ist. Sie alle rufen uns lachend zu: Patchwork ist super.

Patchwork ist modern, lässig, cool und unkonventionell. Das sind die häufigsten Attribute, mit denen seriöse Zeitungen und Boulevardblätter die Patchworkfamilie beschreiben. Man blättert durch Bilderstreifen voller entspannter Menschen, die so erholt aussehen, als wären sie eben erst von einer wochenlangen Urlaubsreise heimgekehrt. Im Vorabendfernsehen setzt sich die heile Patchworkwelt fort.

Patchworker sind nie Verlierer, sie sind stets Gewinner.

Das war nicht immer so, obwohl es die Patchworkkonstellation schon immer gibt. Sie hieß nur anders, Zweitfamilie zum Beispiel oder Nachscheidungsfamilie. Helmut Schelsky sprach einst, natürlich in einem anderen Zusammenhang, von »unvollständigen Familien«. Heute würde diese Äußerung Protestgeschrei und den Vorwurf der Diskriminierung Alleinerziehender nach sich ziehen. Keine dieser Bezeichnungen kaschiert, dass es eine Erst-

familie gibt. Offenbar lässt sich unter dem Patchworkbegriff das alte Leben leichter abschütteln.

Bis sich ein neues Wort in unseren Wortschatz geschlichen hat, dauert es eine Weile, und die Medien spielen dabei eine wichtige Rolle. Irgendwann verwenden wir ein Wort ganz selbstverständlich, als wäre es von jeher da. Bei manchen Wörtern vergessen wir sogar, was sie bedeuteten, manchmal wussten wir es nie oder wollten es lieber nicht wissen. Das ist das Trügerische am Wort Patchwork, seine ursprüngliche Bedeutung liegt so tief unter bunten Medienbildern begraben, dass wir gar nicht auf die Idee kommen, es kritisch zu hinterfragen.

Patchwork kommt aus dem Angelsächsischen und bedeutet Flickwerk. Damit ist eine Technik gemeint, bei der Stoff- oder Lederfetzen von unterschiedlicher Farbe, Form und Musterung neu zusammengeflickt werden. Sucht man in einem Textverarbeitungsprogramm nach Synonymen, werden einem Makel, Ausschuss, Gehudel, Stümpelei, Mangel, Murks, Fehler, Sudelei, Missgriff, Schnitzer, Unbrauchbarkeit, Schrott vorgeschlagen.

Patchwork steht aber nicht nur für ein Familienmodell. Das Flickwerk beschreibt vielmehr einen gesellschaftlichen Zustand, vor dem wir die Augen verschließen. Der Begriff bringt die Philosophie unserer Unverbindlichkeitswelt auf den Punkt, in der wir das Leben auf der Suche nach Glück und Erfüllung auch mal fortspülen lassen wie ein schlecht verankertes Zelt vom Regenguss. In jedem Augenblick scheint ein neuer Anfang möglich, vieles ist um-, aus- und eintauschbar. Unsere Lebensabschnittspart-

ner, Häuser und Wohnungen im Internet, Katzen, die übermäßig haaren, im Tierheim. In der Schweiz konnte man sogar Adoptivkinder, die Schwierigkeiten machten, eine Zeitlang in die Ferne zurückschicken. Wir leben in einer kompensatorischen Welt, deren Ideologie der Ersetzbarkeit eine kulturelle Bedrohung darstellt. Wenn alles ersetzbar ist, ist alles wertlos.

»Wir können das Leben nicht einfach wieder dort aufnehmen, wo wir es einmal fallengelassen haben«, schrieb die Schriftstellerin Marion Titze einmal in der Literaturzeitschrift *Sinn und Form*. Hinter diesem Satz verbirgt sich die einfache Wahrheit, dass unser Handeln immer Folgen hat. Die Folgen können harmlos sein oder katastrophal. Sicher ist nur, dass irgendjemand den Preis der Ich-Optimierung zahlen muss.

Allen voran die Familie. Die Patchworkmentalität trifft sie am härtesten, denn sie zielt auf ihr Fundament: die Verbindlichkeit familiärer Strukturen. Sie treibt deren Aufhebung kontinuierlich voran. Etwas Ganzes zerbricht in Teile, die zwar meistens rasch neu zusammengesetzt werden, aber so lose, dass die Verbindungen gefährlich leicht reißen.

Das Wort Patchworkfamilie taucht zum ersten Mal 1990 auf. Damals erschien ein Buch von Anne C. Bernstein unter dem Titel: *Die Patchworkfamilie. Wenn Väter oder Mütter in neuen Ehen weitere Kinder bekommen*. Der Originaltitel lautet: *Yours, Mine, and Ours. How Families Change When Remarried Parents Have a Child Together*. Vermutlich hat die Übersetzerin Margaret Minker den Begriff Patch-

workfamilie erfunden. Das *Große Wörterbuch der Deutschen Sprache* nahm das Wort erst 1999 auf, der Rechtschreibduden 2000. Das Institut für Deutsche Sprache beobachtet seinen Gebrauch seit Mitte der neunziger Jahre. Im angelsächsischen Raum aber versteht kaum jemand dessen Bedeutung. Stieffamilien heißen dort *blended* oder *step-families*.

Die Medien feiern seit einigen Jahren das Patchworkmodell als Glücksversprechen, als eine neue Idee von Familie, die nichts Muffiges mehr umgibt, weil sie sich aus allen Zwängen befreit hat. Die Familie verliert an Wert, während die Patchworkfamilie an Popularität gewinnt.

Besonders gut verstehen sich das Fernsehen und Boulevardmedien wie *Bild*, *BamS*, *Bunte* und *Gala* auf die Patchworkkampagne. Das wird ihnen nicht schwergemacht, weil genügend prominente Vorbilder ihre Patchworkfamilien stolz vor die Kameras zerren: Heidi Klum und Seal zum Beispiel, Boris und Lilly Becker, Til und Dana Schweiger, Madonna und Guy Ritchie. Bruce Willis und Demi Moore, Tom Cruise und Katie Holmes, die norwegische Prinzessin Mette-Marit und Prinz Haakon.

Und die Bundespräsidentenfamilie Wulff. Sie ist die prominenteste Patchworkfamilie Deutschlands, bei der jeder beobachten konnte, wie die Verklärung des Patchworkmodells funktioniert.

Die Liebesgeschichte der Wulffs erzählt sich so: Als Christian Wulff auf einer Dienstreise nach Südafrika Bettina Körner kennenlernte, war er Mitte vierzig, mit Chris-

tiane Wulff verheiratet und Ministerpräsident von Niedersachsen. Er galt als langweilig und bieder, wirkte wie jemand, der auf streberhafte Art versucht, stets das Richtige zu tun, weshalb ihn sich viele Mütter in Umfragen als Schwiegersohn wünschten. Bettina war Anfang dreißig, Pressedame eines Reifenherstellers, groß, schlank, blond und am Oberarm tätowiert.

Heute ist Christian Wulff Bundespräsident, von seiner ersten Frau geschieden und mit Bettina verheiratet. Christian und Bettina Wulff haben Kinder aus ihren alten Beziehungen in die neue mitgebracht, er seine Tochter Annalena, siebzehn Jahre alt, sie ihren sieben Jahre alten Sohn Leander, und vor drei Jahren bekamen sie noch ein gemeinsames Kind, Linus. Nach der Definition, die besagt, dass mindestens ein Partner ein Kind in die neue Beziehung mitbringen muss, sind die Wulffs eine Patchworkfamilie.

Und sie sind auch eine glückliche Familie: »Es gibt Eis! Für Leander und Linus ist das beim ersten Sommerfest ihrer Eltern im neuen Haus die Hauptsache. Bettina Wulff, die neue First Lady, hat im Gedrängel der 5000 Gäste ihre Söhne zu sich geholt und Linus auf den Arm genommen. Sie lächelt in die Kameras (...). Wir haben die jüngste First Lady bekommen, die es in der Bundesrepublik je gab. Eine Frau (...) aus der Mitte des Lebens, mit Tribal-Tattoo am Oberarm, Patchworkfamilie und sehr konkreten Vorstellungen vom eigenen Leben. (...) Es fällt leichter, sie sich mit Michelle Obama und Carla Sarkozy vorzustellen, als ihren Namen in die Reihe ihrer Vorgängerinnen einzufü-

gen.« Gemeint sind Vorgängerinnen wie Mildred Scheel, Marianne von Weizsäcker oder Christiane Herzog.

Bettina Wulff ist »Lady Lässig«. Mit ihrer Patchworkfamilie geht »das Sommermärchen (...) in die Verlängerung«. Sie »verjüngt Deutschland.«

Bettina Wulff hat auch ihren Mann verjüngt. »Seit er mit ihr zusammen ist, wirkt der ehemalige niedersächsische Ministerpräsident weniger konservativ, sein akkurater Seitenscheitel ist verschwunden, ihr Tattoo findet er cool und modern.« Der Bundespräsident trägt häufiger Jeans, er feiert auf Rockkonzerten von Madonna oder U2. »Der Mann, der Mitte 30 aussah wie der Filialleiter einer örtlichen Sparkasse, hat zehn Jahre später nicht nur eine neue Brille, sondern einen erstaunlichen Glamour-Faktor.«

Bettina Wulff ist eine Vorzeige-First-Lady. Sie liebt Partys, Reisen und Events. Sie genießt das Scheinwerferlicht und »weiß durchaus zu glänzen, sogar im Dirndl (...)«. Die erste Frau Wulff, eine leidenschaftliche Reiterin, glänzte nicht ganz so sehr. »Bei den Pferden fühlt sich die bodenständige Frau zu Hause.« Christiane Wulff »quälte« sich höchstens zum Presseball, ansonsten ließ sie ihren Ehemann mit seinen Repräsentationspflichten im Stich.

Sobald es in den Medien um traditionelle Familien und jahrelange Beziehungen geht, wird man das Gefühl nicht los, in eine beklemmende Welt zu blicken, die uns die Luft abschnürt und uns unserer Freiheit beraubt. Man hat sich auseinandergelebt, alles ist eng, nichts ist aufregend. Vor einem solch eintönigen Leben warnte schon Johann

Nepomuk Nestroy: »Komm mir bloß nicht mit einem alten Ehepaar, da gähnt die Langeweile aus allen Knopflöchern.«

Es gibt natürlich Ausnahmen wie Loki und Helmut Schmidt. Egal, wo das Paar auftrat, es wirkte, als seien die beiden miteinander verwachsen. Es war unmöglich, sich den einen ohne den anderen vorzustellen. Am Ende dachte man allerdings eher an eine seltene Spezies als an ein reales Liebespaar. Eine weitere Ausnahme stammt aus der Gegenwelt: die Skiidole Rosi Mittermaier und Christian Neureuther.

Das Bild, das die Medien von Christiane Wulff zwischen den Zeilen entwerfen, zeigt eine biedere, unmoderne Frau, die sich nicht um ihren Ehemann, dafür aber um die Pferde gekümmert hat, weshalb Christian Wulff nicht länger mit ihr in einem »schlichten Einfamilienhaus« festsitzen wollte. Bettina Körner befreite ihn aus diesem fast zwanzigjährigen Beziehungsgefängnis und zog mit ihm in eine »feine Penthousewohnung« ins vornehme Philosophenviertel von Hannover.

Das Präsidentenpaar, hieß es im *Focus*, verkörpere die »junge Republik«. Es runde einen gesellschaftlichen Trend ab, der mit einer ostdeutschen Pfarrerstochter an der Regierungsspitze begann, einen schwulen Vizekanzler sowie die Karriere eines vietnamesischen Adoptivkinds zum Parteivorsitzenden und Wirtschaftsminister ermöglichte. Die Beispiele zeigen, wie tolerant wir geworden sind, und das ist zweifellos gut so. Nur passt das Patchworkmodell der Wulffs nicht nahtlos in diese Reihe, weil Patchwork nicht

von vornherein die beste Lösung ist, sondern in der Regel eben nur die zweitbeste.

Die Scheidung, die Hochzeit, das gemeinsame Kind: Christian und Bettina Wulffs Patchworkfamilie haftet kein Makel an. Im Gegenteil, es wirkt, als sei die Patchworkkonstellation eine Leistung, für die man den Wulffs zurecht anerkennend auf die Schultern klopft. Bei den Bürgern ist Christian Wulff nach wie vor beliebt, sie mochten ihn auch 2007, als er sechs Wochen vor der Niedersachsenwahl und noch in erster Ehe verheiratet, öffentlich machte, dass er und Bettina ein Kind erwarteten. Ein Boulevardblatt schrieb damals: »Die als stur verschrienen Niedersachsen haben schon einmal – als Gerhard Schröder quasi über Nacht aus der Ehe mit Hiltrud Schröder gestolpert war, um zu Doris Schröder-Köpf zu wechseln – bewiesen, dass zwischen Harz und Bremerhaven eine viel coolere Lebensweisheit vorherrscht als vermutet.«

Die Scheidung von Hiltrud war Schröders dritte Scheidung. Sechzehn Jahre war er mit Hillu zusammen und Stiefvater von zwei Kindern, dann brach er von einem auf den anderen Tag die Brücken ab. »Besonders schlimm«, sagte die Stieftochter Franka Hampel in einem Interview, »war die Sache mit den Pferden. Sein letzter Satz war: ›Ich bezahle dafür nicht mehr, du kannst sie gern verkaufen.«

Das neue Familienleben mit Doris, zwei russischen Adoptivkindern, dem Familienhund Holly und dem Kater Schnurri (»quirliges Potpourri im hannoverschen Reihenhause«) instrumentalisierte Schröder genauso klug, wie er es 2002 mit der Oderflut getan hatte, als er in Gummistie-

feln und grüner Regenjacke durch das überschwemmte Land stapfte. Und er wurde gewählt. Er lächelte uns an und erzählte vom Familienglück.

Auch bei Gerhard Schröder sprach niemand vom Scheitern, weil die Rettung der Ehe mit Hiltrud misslang. Innerhalb seiner Partei musste Schröder keine Angriffe fürchten, da man bei den Sozialdemokraten bezüglich der Moral nicht übermäßig strenge Maßstäbe anlegt und auch mal ein Auge zudrückt. In der Presse las man Sätze wie: »Altkanzler mit junger Familie, das hatten wir noch nie!«

Vielleicht beging der konservative bayerische Ministerpräsident Horst Seehofer einen Fehler, als er seine Frau nicht für seine jüngere Geliebte, die ein Kind von ihm erwartete, verließ. Auch er hätte eine Patchworkfamilie gründen können. Horst Seehofer führte stattdessen drei Jahre lang ein Doppelleben und hielt die Berliner Geliebte und die Gattin im Süden Monate hin, bevor er sich für seine Ehe entschied. Parteifreunde und Medien kritisierten seine Wankelmütigkeit, seine Affäre und das uneheleiche Kind störten sie nicht. *Die Tageszeitung* verteidigte den Politiker unter dem Titel »Patchworkpapa und die Faltensteller«. Es gebe schließlich einige Berlin-Pendler, die das Patchworkmodell praktizierten.

Am 25. Oktober 2008 wurde Horst Seehofer zum CSU-Parteichef gewählt. Die Selbstverständlichkeit, mit der das geschah, überraschte bei einer Partei, die auf Moral pocht und die Familie als einen ihrer wichtigsten Werte nennt. Es ist noch gar nicht so lange her, da verlor der damalige CSU-Chef Theo Waigel den Machtkampf um die Nach-

folge des bayerischen Ministerpräsidenten Max Streibl gegen Edmund Stoiber. Waigels Ruf war zu beschädigt für den Ministerpräsidentenposten.

Einige böse Gerüchte über ein uneheliches Kind mit der Skirennläuferin Irene Epple, das sie auf Drängen Waigels abgetrieben haben soll, genügten, ihn moralisch zu diskreditieren. CSU-Abgeordnete versuchten damals Journalisten zu überreden, endlich über Waigels neue Freundin zu berichten. Manche verwahrten sich dagegen, was heute undenkbar wäre. Ein Bischof soll vor Waigel als Ministerpräsident gewarnt haben, da er nicht »gut katholisch« sei. Zu diesem Zeitpunkt lebte Waigel schon seit Jahren von seiner Frau getrennt.

Die Medien druckten Überschriften wie: »Katastrophe für den Chef«, »Wie Waigels Privatleben zum Politikum wurde« und »Politik privat«. Nirgendwo tauchten die Wörter modern, lässig, unkonventionell oder cool auf. Niemand gratulierte ihm, sprach von einem Neuanfang, von offensichtlicher Verliebtheit, von großer Liebe. Auch das Wort Patchworkfamilie las man nicht, es hatte sich noch nicht durchgesetzt. Theo Waigels Geschichte spielte wohl einfach zur falschen Zeit. Oder zur richtigen. Je nachdem.

Kein Mensch wünscht sich jene Jahre zurück, in denen Politiker ihrer privaten Irrtümer wegen erpressbar waren, wie einst Willy Brandt, über dessen Affären Dossiers existierten. Niemand glaubt mehr, Politiker seien bessere Menschen, an deren Moral es sich zu orientieren lohnt. Trotzdem kommt es einem sehr merkwürdig vor, dass das

Schloss Bellevue inzwischen mehr mit der Kulisse einer Vorabendserie zu tun hat als mit dem Amtssitz des Bundespräsidenten.

Zur Verklärung der Patchworkfamilie gehört auch die Neubewertung der Stiefmutterrolle. In einer Welt, in der sie alltäglich wird, darf sie nicht länger die Böse, sie muss die Gute sein, was nicht ganz einfach ist, denn der Stiefmutter eilt bekanntlich ein schlechter Ruf voraus. Das Wort »Stief« geht auf das althochdeutsche »stiof« zurück und heißt so viel wie hinterblieben, verwaist, beraubt. In den Märchen der Brüder Grimm tritt die Stiefmutter ähnlich grausam wie die Hexe auf, in »Brüderchen und Schwesterchen« mutiert sie sogar zu einer. Die Stiefmutter ist listig und intrigant, man unterstellt ihr üble Absichten: Sie wird ihre Stiefkinder quälen, vernachlässigen, verleumden, in Tiere verwandeln und im tiefsten Winter um Beeren schicken. Ihr eigen Fleisch und Blut wird sie stets bevorzugen. Sie ist die Anti-Mutter, ihr Wesen hat etwas Verschlingendes.

Im Märchen vom »Aschenputtel« zwingt die Stiefmutter die Stieftochter, Schmutzarbeit zu verrichten und in der Asche neben dem Herd zu schlafen. In »Hänsel und Gretel« setzt sie die Kinder im finsternen Wald aus. In »Schneewittchen und die sieben Zwerge« versucht die Stiefmutter dreimal, ihre Stieftochter zu töten, deren Schönheit sie nicht ertragen kann. Die Stiefmutter ist ein Eindringling, ein Fremdkörper, der die Familienharmonie stört. Bei den Kindern ruft sie reflexartig Widerstände hervor. Die verteidigen, was ihnen wertvoll ist.

Das sind hässliche Gedanken.

Die Medien haben also allen Grund, am Bedeutungswandel der Stiefmutter zu arbeiten, die jetzt als gute Freundin auftritt. Überhaupt verstehen sich die prominenten Patchworkfamilien prima, alle gehen rücksichtsvoll miteinander um, es gibt keinen Groll und keine Feindschaften.

Zum Beispiel bei den Schweigers: »An Weihnachten sind ALLE vereint. Meine Freundin Svenja und ich werden am 25. mit Dana und den Kindern feiern.«

Oder bei den Beckers: »Kurz zuvor hat Amadeus von Papa Boris (42) im Hotelpool seine erste Planschstunde bekommen. Am Nachmittag fahren Lilly und Boris mit ihrem Baby zum Flughafen, trafen dort Barbara Becker (43) und Boris' große Junioren Noah (16) und Elias (11). Gemeinsam flogen die sechs nach New York, wo sie am Abend Elias' elften Geburtstag feierten. Perfektes Patchworkglück!«

In Hollywood: »Zusammen mit Rafferty (12), Iris (9) und Rudy (7), Judes Kindern aus seiner Ehe mit Sadie Frost (44), verbringt das Liebespaar (Jude Law und Sienna Miller) laut *The Sun* idyllische Ferien. Gemeinsam bauen sie Sandburgen und planschen in den Wellen. Die Patchwork-Akrobaten logieren in einer noblen Strandvilla.«

Und natürlich bei den Wulffs: »Bettina Wulff war in Philosophie ›sehr gut‹ und versteht sich mit Wulffs großer Tochter Annalena, 16, (die bei der Hochzeit ihres Vaters unter den letzten Gästen war) bestens. Sie (...) streifte gestern schon so selbstverständlich durch den Park von Bellevue, als wenn sie dort geboren worden wäre.«

Dass wir die Patchworkgeschichten berühmter und weniger berühmter Personen gerne lesen, leuchtet ein. Sie erzählen von Menschen, die nach jahrelangen Irrungen und Wirrungen die erfüllte Liebe erleben, jenes glückliche Ende, auf das jeder von uns hofft. Schwerer wiegt vielleicht noch, dass sich das vermeintliche Patchworkidyll perfekt in unsere Verdrängungsstrategien einfügt. Es beruhigt das Gewissen und liefert Erklärungsmuster, mit denen sich die eigene, weniger sonnige Patchworkrealität schönreden lässt. Auch Politiker sind fehlbar. Unverbindlichkeit ist ein Merkmal der Gegenwart. Die klassische Familie ist tot. Das glaubt man gerne. Solange die Patchworkfamilie des Bundespräsidenten bejubelt wird, müssen wir an unserer eigenen nicht verzweifeln.

Die Idealisierung der Patchworkfamilien in den Zeitschriften und Zeitungen entfaltet unbemerkt ihre Wirkung und hinterlässt Spuren in unserem Bewusstsein. Wirkungsmächtiger als die Printmedien ist jedoch das Fernsehen. Seine Bilder und Botschaften sind allgegenwärtig, eigentlich ist es unmöglich, sich ihnen zu entziehen. In den Serien und Soaps treten an die Stelle der realen Patchworker aus *Bild* und *Bunte* die fiktiven Patchworker, die genau dasselbe ausstrahlen wie Christian Wulff oder Heidi Klum: Leichtigkeit.

Die Fernsehpatchworkfamilie ist kein neues Phänomen, es gab sie bereits in den achtziger Jahren, zu einer Zeit also, als das Patchworkmodell in unserer Gesellschaft noch nicht so weit verbreitet war wie heute. Die Serie hieß: *Ich heirate eine Familie*.

Der Medienwissenschaftler Peter M. Spangenberg bezeichnet Fotos und Bilder als »Fetische der Realität«, »durch die die Authentizität individuellen Erlebens mit der sozialen Wirklichkeitskonstruktion untrennbar verbunden ist«.

Unserem Bewusstsein entgeht die Konstruktivität medial vermittelter Eindrücke natürlich nicht. Doch das Bild fesselt das Auge und spielt ihm einen Streich. Bilder lassen uns kalt oder berühren uns. Manchmal rühren sie uns zu Tränen. Wir lachen, und wir ängstigen uns, sind wütend, verstört, bedrückt, beglückt. Gefühle spielen eine entscheidende Rolle. Sobald sie geweckt sind, fällt es uns schwerer, zwischen Fiktion und Nichtfiktion zu unterscheiden.

Wir haben unseren Fernsehkonsum im Laufe der Jahre stetig erhöht, vor allem mit dem Aufkommen der Privatsender in den achtziger Jahren, nun sehen wir täglich im Schnitt vier Stunden fern, entweder nebenher beim Bügeln oder gebannt vom Sofa aus, daran hat auch das Internet entgegen aller Prognosen nichts geändert. »Unsere Wahrnehmung von Gesellschaft ist wesentlich davon ge-

prägt, wie die Gesellschaft im Fernsehen dargestellt wird«, sagt der Medienwissenschaftler Knut Hickethier. Sein Anteil an unserer Wirklichkeitsvorstellung könne gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Selbst wer keinen Fernsehapparat besitzt, kann nicht von sich behaupten, er sehe nie fern. Er sieht fern, und wenn nicht bewusst, dann unbewusst. Fernsehbilder verfolgen uns in Schaufenstern, Cafés, Einkaufspassagen, Kaufhäusern, in U-Bahn-Stationen, auf Flughäfen und Bahnhöfen. Diese Allgegenwart macht das Fernsehen mächtig. Ob wir es wollen oder nicht: Fernsehbilder beeinflussen jede unserer sozialen Beziehungen; und sie können unsere Verhaltensweisen sogar verändern. Lothar Mikos formuliert es so: »Das Fernsehen ist ein Medium, das der symbolischen Verständigung der Gesellschaft über sich selbst dient und daher mit dem Sozialen auf doppelte Weise verbunden ist: Einerseits ist es selbst Ausdruck des sozialen Wandels, andererseits treibt es als gesellschaftliches Kommunikationsmedium diesen Wandel voran.« Fernsehen ist nichts anderes als ein sozialer Motor.